Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Schulblätter

Band: 6 (1840)

Heft: 9-10

Artikel: Ueber das Gutdeutschsprechen in den Schulen : vorgelesen in der Konferenz der Primarschullehrer in Herisau, den 31. August 1839

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-865880

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

September und Oktober.

Ueber das Gutdeutschsprechen in den Schulen. Vorgelesen in der Konferenz der Primarschullehrer in Herisau, den 31. August 1839.

Da die Reihe, ein sogenanntes Vorwort zu bringen, wieder an mir ist, so thut es mir leid, Ihnen, meine Freunde, zum Voraus ankündigen zu müssen, daß ich wieder mit einem alten Stoffe auftrete, oder über ein Thema zu sprechen komme, das ich auch schon mit Ihnen besprochen habe, nämlich über das Gutdeutschsprechen in den Schulen.

Es war am 5. Dezember 1835, als ich Ihnen einige den Sprachunterricht berührende Fragen zur mündlichen Beantwortung vorlegte, und zwar unter denselben auch diese: Sollten nicht die Schullehrer es sich angewöhnen, mit den Schülern beim Erklären, Abfragen, Erzählen, Berichtigen ꝛc. gut deutsch zu sprechen, oder sich der Schriftsprache zu bedienen?

Ich nehme diesen Gegenstand wieder auf, weil es nun doch schon in das vierte Jahr geht, seit er besprochen, und weil er damals mehr oberflächlich als gründlich behandelt wurde; weil in diesem Zeitraume mehrere neue Mitglieder in diesen Kreis eingetreten sind; weil ich mich von dem Gedanken und dem Wunsche nicht abbringen kann, es sollte und möchte die Schriftsprache schon in die Primarschulen, so weit sich's thun läßt, eingeführt werden, und weil ich endlich finde, dieser Gegenstand habe bisher bei Ihnen, so sehr Sie ihm damals ihren Beifall zu geben schienen, nicht die gehörige Berükksichtigung gefunden.

A. Ich gedenke, dies Mal die Gründe, die ich früher mehr nur punktirte oder andeutete, etwas weiter zu entwikkeln. Der erste Grund hieß damals schon: Die Erlernung der deutschen Sprache fordert das Gutdeutschsprechen. Daß in jeder zwekkmäßig und gut eingerichteten Schule der deutschen Schweiz nicht bloß das Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen ꝛc. gelehrt, sondern auch in der deutschen Sprache Unterricht gegeben, und diese nicht nur so der Abwechslung wegen mitgenommen, sondern zu einem der Hauptfächer gemacht werden müsse, darüber sind Sie wohl mit mir einverstanden, und Sie selber sind sich ja des bestimmten Auftrages bewußt, die Schüler in der deutschen Sprache so weit wie möglich zu bringen. Nun wird es doch jedem Lehrer einleuchten, daß es bei Weitem nicht zureichen kann, wenn er seine Schüler mit den Regeln der deutschen Sprache, mit den verschiedenen Wortgattungen, ihrer Bildung, Biegung ꝛc. bekannt macht, mit ihnen aber eine Sprache spricht, die mit diesen Regeln, Bildungs- und Biegungsarten im grellsten Widerspruche steht, und die Schüler ebenfalls eine Sprache sprechen läßt, die einem Kauderwelsche ähnlicher ist, als einer deutschen Sprache. Die Kinder kommen ja nicht in die Schule, um — im Kanton Bern den Bärner-Dialekt, im Kanton Zürich — das Züridütsch, im Lande der Glarner — die Glornersproch, im Appenzellerlande die Vorder- oder Hinterländer Mundart, sondern eben — die deutsche Sprache zu lernen. Den gemeinen Volksdialekt, die ungehobelte Bauernsprache können sie ja eben so gut daheim in den Kinderstuben, in den Webekellern, in den Ställen, oder in den Fabrikgebäuden sich aneignen, oder vielmehr — sie geben sich von selbst. In der Schule sollen Sprechübungen gehalten werden. Nun wird es doch keinem Lehrer einfallen, das für eine Sprechübung zu halten, wenn er sich in der gemeinen Bauernsprache mit den Schülern über irgend einen Lehrgegenstand unterhält, oder wenn er sie in gutem Deutsch frägt, aber in schlechtem antworten läßt. Das sind Schwatz-, Plauder- und Schnabelbrauch-, aber keine Sprechübungen. Wozu sollen aber die Schüler die deutsche

Sprache lernen, als eben zum Deutschsprechen? Und wenn dieses nicht geschieht, so ist es eben so sonderbar, als wenn Einer die Regeln der Schwimmkunst sich sagen läßt, aber in seinem Leben nie ins Wasser geht, oder sich mit der Theorie der Reitkunst bekannt macht und nie ein Pferd besteigt, oder auf der Landkarte einen Weg in fremde Länder sucht und — keinen Schritt aus dem Hause wagt. Und wie widersinnig, verirrend und verwirrend sieht das Ganze aus! — Ich mache es durch ein kleines Müsterchen anschaulich.

Es wird in der Schule gelehrt:	Es wird in der Schule gesagt:
Einer hat Etwas gesagt.	Aen het Näbes gsät.
Wir wollen gehen.	Mer wönd goh.
Wollen wir uns setzen?	Wämmer niederhokä?
Das Kind schreit, weil es gefallen ist.	's Chend pleret, wills nederhgeit ist.
Es hat wenig geschrieben, doch ist es jetzt fertig.	Es het lötzel gschrebä, doch isches jetz grech.
Es war gleich Anfangs etwas träge.	Es ist zerstäpotz e bezzele ful gse.
Ich würde es Niemand sagen.	I siegs oder i suägs Niemedem.
Ich kann es dir sagen, wenn du willst.	I chadersch sägä, wen d'witt.
Du wirst die Frage doch wohl verstehen?	Du werst d'Frog eppenau verstoh?
Er kommt dann und wann zu mir.	Er chant allpot zuämer.
Er gebehrdet sich wunderlich.	Er thuät gaudig.
u. s. w.	u. s. w.

Ist das nicht läppisch und lächerlich, wenn in einer und derselben Schule zwei verschiedene Sprachen geführt werden, oder anders gelehrt und anders gesprochen wird? Ist es nicht weit zweckmäßiger und liegt es nicht ganz in der Natur der Sache, daß das Sprechen nach der Sprache sich bilde? Oder soll in den Schulen der gleiche Unfug mit den Kindern getrieben werden, den man bei Hause mit ihnen treibt, da man z. B. den Kleinen sagt, jenes wohlbekannte Hausthier, das man zum Ziehen und Reiten braucht, heiße Butsch, Butscheli, oder Hotoli, und später ihnen verdeutet, das gleiche Thier heiße Roß? Den gleichen Kindern sagt dann endlich der Schullehrer: der rechte Name jenes Thieres sei eigentlich Pferd; — nach der in Rüge stehenden Maxime läßt er sie aber auch

ferner Roß, Butsch ꝛc. sagen. So heißt in der Kinderstube auch die Kuhe zuerst: Muh, dann Lobä, dann erst Kuh; — der Hund — erst Wauwau, dann Dodle oder Doder, dann endlich Hund, in der Schule aber und im gemeinen Leben Hond, wie die Kuh Chuäh ꝛc. Das sind offenbare Possen, die man mit den Kindern spielt.

Ein zweiter Grund für das Gutdeutschsprechen mag in dem Umstande liegen, daß dasselbe dem Gut- und Richtigschreiben eine nicht unwesentliche Nachhilfe bietet. Es wird wohl von Keinem geläugnet oder bestritten werden, daß das Schreiben in jeder wohlgeordneten Volksschule nicht als Nebensache, sondern als Hauptsache gelten müsse. Unter dem Schreiben wird aber auch Niemand jenes bloße Nachmachen und Nachmalen der Schriftzüge verstehen, welches freilich bei den Anfängern in dieser Kunst dem wirklichen Schreiben vorangehen muß. Der Schreibeschüler soll vielmehr eben darum ein Schreibeschüler sein, damit er nach und nach in den Stand gesetzt werde, seine Gedanken, Wünsche, Ansichten ꝛc. nicht bloß, gleichviel in welcher Form, zu Papier zu bringen, sondern richtig auszudrükken und so zu geben, daß Derjenige, dem er sie mittheilt, sie auch sogleich verstehen kann. Bei dem Schreiben gilt aber, wie bekannt, nur die Schriftsprache, und Niemanden wird es einfallen, sich der Mundart zu bedienen und in der Volkssprache sich auszudrükken, man mag nun Geschäftsbriefe aufsetzen, oder freundschaftliche Mittheilungen machen, kleinere Aufsätze verfertigen oder größere schriftliche Arbeiten zu Tage fördern; es wäre denn, man wollte als Ausnahme, oder zum Scherze ein Thema in der Landesmundart behandeln, was aber immer das Eigenthümliche hat, daß es weit schwerer zu schreiben und zu lesen zugleich ist. Ist es aber nicht wieder etwas Unnatürliches: eine andere Sprache zu sprechen und eine andere zu schreiben? Wie wird es nun z. B. einem Knaben möglich sein, in seinem Knabenalter, oder in seinen künftigen Jünglings-, Mannes- und Geschäftsjahren zu einer gewissen Geläufigkeit im Gebrauche der Schriftsprache zu gelangen, wenn er in der Schule

zwar etwas Grammatik gelernt, aber keine Gelegenheit und keine Aufmunterung gehabt hat, sich in der Anwendung der erlernten Regeln eine gewisse Fertigkeit anzueignen, d. h. wenn er ohne Praxis bis zu der Zeit geblieben ist, da er wie auf einmal in die Praxis hineingeführt wird? Er weiß, daß er in seiner Mundart nicht schreiben darf, der bessern Schreibart ist er nicht mächtig; die Gedanken wären da, allein er weiß sie nicht auszudrükken und in die gehörige Form einzukleiden; — was kann also aus seiner Schreiberei Anders werden, als ein stümperhaftes Ding, ein elendes Machwerk, ein läppisches Zeug, aus welchem Niemand klug werden mag, so verworren, als ob er in Hieroglyphen zu seinem Freunde spräche. Es geht ihm, wie einem jungen Menschen, der einige Jahre in der welschen Schweiz, oder in Frankreich zugebracht hat; er versteht seine ganze Umgebung nicht bloß, sondern kann auch mit ihr sprechen; so sehr er aber die französische Umgangssprache in seiner Gewalt hat, ist er doch nicht im Stande, an seine Aeltern oder Freunde auch nur ein erträgliches Brieflein zu schreiben. Werden hingegen die Knaben und Mädchen schon in der Schule auf eine Weise und in einem Maße, wie nachher gezeigt werden soll, zum praktischen Gebrauche der Schriftsprache angeleitet; so kann es nicht fehlen, es muß ihnen diese Anleitung beim Gut- und Richtigschreiben große Erleichterung schaffen und eine wesentliche Nachhilfe bieten, wenn gleich dieselbe nicht Alles thut, sondern eine stete Fortbildung erforderlich ist, und die Uebung hier, wie bei allen Dingen, den Meister macht.

Wir mögen Drittens auch als Grund für das Gutdeutschsprechen annehmen — die immer dringendere Nothwendigkeit, auch hierin mit dem Zeitalter fortzuschreiten.

Ich schikke noch die Bemerkung voraus: daß es im Allgemeinen etwas Natürlicheres nicht geben könne, als daß der Bürger jedes Staates mit seiner Nationalsprache wenigstens eben so gut, ja noch besser, als mit jeder andern Sprache bekannt sei, insofern nicht Schikksal und

Umstände ihn außer sein Vaterland geführt und in andern Himmelsstrichen und Ländern festgehalten haben. Gerade in dieser Beziehung hat aber die Sprach- und Sprechlust in unserer Zeit zum Theil eine falsche Richtung genommen, indem viele Aeltern es ihrem Interesse, oder dem Bildungsgange der Zeit, oder dem Bedürfnisse ihrer Kinder, oder auch nur der Sitte und Mode angemessen fanden, ihre Söhne und Töchter die französische und wohl auch die italiänische und englische Sprache erlernen zu lassen, während sie die Muttersprache nicht sonderlich beachten zu müssen oder vernachlässigen zu dürfen glaubten. So ist es denn schon nur zu häufig gekommen, daß in die gewerbtreibende und handelnde Welt eingeführte Söhne mit den in den Schweizerstädten sich einfindenden Franzosen, Italiänern ꝛc. recht gut parliren und geläufig konversiren können, während ihnen alles Geschikk abgeht, sich in der Muttersprache gehörig auszudrükken, und sie es sich fast zur Ehre anrechnen, in ihrer Muttersprache keinen Bescheid zu wissen und als feine Französirlinge das plumpe Deutsch vergessen zu haben. Wer das billigen kann, der kann es auch gutheißen, wenn sich der Bauer auf dem Akker des groben Wamses schämt und sich in Mousseline kleiden möchte.

Daher sagt auch der Verfasser eines Büchleins, das mir eben erst in die Hände kam, betitelt: Die schweizerische Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Schriftsprache aus dem Gesichtspunkte der Landesbeschaffenheit, der Sprache, des Unterrichts, der Nationalität und der Literatur*) — — S. 65: „Indem ein großer Theil der „Schweizer sich keine Mühe reuen läßt, die französische „Sprache nicht nur zu verstehen und ihre Schriftwerke „zu lesen, sondern auch einen Werth darauf setzt, die„selbe richtig zu sprechen; so ist es billig, es sich wenig„stens zur gleichen Ehre anzurechnen, ähnliche Feinheit „und Weltgewandtheit auch in der deutschen Zunge zu „bewähren und sich zu überzeugen, daß der reine münd-

*) Diese anziehende Schrift ist auch in den Schulblättern 1838 S. 355 besprochen worden. Anmerk. der Red.

„liche und schriftliche Gebrauch der Muttersprache eben „so gebildet lasse, als die Aneignung einer fremden Zunge. „Zwar darf allerdings nicht verkannt werden, daß die „Scheu, in eine gewisse Gezwungenheit und Affektation „zu gerathen, lieber den Schein einer ländlichen Unkul„tur, als denjenigen der Ueberbildung auf sich nehmen „will. Allein das Streben, gut deutsch zu sprechen, „wird nur dann lächerlich, wenn sich eben nur das Be„mühen um den Schall kund thut, und dabei widerstre„bende Provinzialismen der formellen Anstrengung spot„ten. Eine schöne, leichte und fließende Rede aber ver„fehlt im Munde des Schweizers ihre Wirkung nie, „und sie findet ihre volle Anerkennung, auch wo das „Verlangen nicht waltet, dieselbe nachzuahmen. Sollte „übrigens der gebildete Deutsche uns öfter die Schrift„sprache gerne erlassen und uns noch lieber in unserer „unbefangenen Landesart hören, so darf sich dagegen „der Schweizer dem deutsch sprechenden Engländer und „Franzosen nicht in solchem Grade Preis geben, daß „er sich gegen die ihnen bekannten Sprachgesetze ver„stoße."

Was ich aber in diesem Abschnitte eigentlich sagen wollte, ist dieß: es werde in Beziehung auf das öffentliche Sprechen die Nothwendigkeit immer dringender, auch hierin mit dem Zeitalter fortzuschreiten. Es war eine Zeit, da man auf den richtigen Sprachausdrukk nicht nur nicht achtete, sondern auch nicht zu achten große Ursache hatte. Ob der Beamtete in dem großen Rathe, das Regirungsmitglied im Sitzungssaale, der Pfarrer auf der Kanzel, der Lehrer vor der Schulbehörde, der Vorsteher im Gemeinderathe, ob diese alle ihre Voten, Anträge, Sermonen, Wünsche, Ansichten ꝛc. in gutem oder schlechtem Deutsch, in edlerem Stile oder in der gemeinsten Popularität vortrugen, das galt gleichviel, — wenn man sie nur verstand; — allein auch hierin hat sich die Sache in unsern Tagen anders gestaltet, und man macht immer mehr die gerechte Forderung an Diejenigen, welche öffentlich zu sprechen haben, daß sie das Baurendeutsch bei Seite lassen und das Vorzutragende in ein edles, gefälliges Gewand einhüllen. — Wie man-

ches Rathsglied, wie mancher Tagsatzungsgesandte sogar kommt ohne seine Schuld in die peinlichste Verlegenheit, wenn er vor gebildeten Männern, vor studirten Rednern seine Meinung abgeben, seine Ansicht äußern, seine Instruktion loslassen, sein Urtheil über irgend Etwas fällen soll! Und was trägt im Grunde die Hauptschuld an dieser Unbeholfenheit? Was anders, als der Mangel an Gelegenheit, sich in der deutschen Sprache gehörig auszubilden; und wo sollte diesem Mangel und diesem Uebelstande vorgebeugt werden, als eben in der Volksschule?

Als vierter Grund mag endlich gelten: daß durch das Gutdeutschsprechen nach und nach unsere Volkssprache verbessert wird. Oder wie, soll sich unsere Volkssprache immerfort gleich bleiben? Ist an eine Verbesserung und Vereinigung diesfalls nicht zu denken? Könnten und sollten nicht vielmehr die undeutschen Wörter, die sinnlosen Ausdrükke, die zusammengeschnürten, verhunzten, verkrüppelten Benennungen dieser und jener Gegenstände allmälig aus unserer Volkssprache ausgemerzt werden? — Die Verfassungen, die Gesetze, die Sitten und Gebräuche ꝛc. sollten sich verändern, verbessern, und die Sprache allein sollte keine Umwandlung, keine Veredlung erleiden? Ich bin gar nicht dieser Meinung, sondern halte dafür, es müsse auch hier Etwas geschehen, und wenn Etwas geschehen soll, so mag wieder von der Schule das Meiste mit Recht erwartet werden. Ich stelle mir vor, der Schullehrer stehe im Kreise seiner Schüler und stelle Sprechübungen mit ihnen an, oder lasse sie auch etwa in einer Erholungsstunde nach Herzenslust und wie ihnen der Schnabel gewachsen ist — miteinander plaudern; in beiden Fällen aber gebe er auf die Wörter und Ausdrükke genau Acht, deren sich die Kinder bedienen, und die nach und nach außer Kurs gesetzt werden sollen. Z. B. wird er ihnen sagen: Die Sonne hat gestern nicht geschunen, sondern geschienen; man darf nicht sagen: Ich habe noch nie keinen Löwen, sondern noch nie einen Löwen gesehen; es ist unrichtig, wenn man sagt: Leihe mir der Lineal, gib ihm der Groschen; es muß heißen das Lineal, den Groschen;

eben so der Mutter Bruder, statt des Mutters Bruder; — man darf nicht sagen: die Rose schmekkt wohl, — sondern riecht wohl; nicht: die Loft goht, sondern: der Wind weht; nicht lötzel, sondern wenig; nicht Schotz, sondern Schuß; nicht verglopfen, sondern erschrekken; nicht gheien oder ghiä, sondern fallen; nicht Bakk und bäkklä, sondern Tabakk und rauchen; nicht artich, sondern — artig, oder (nach dem Sinne unserer Sprache) wunderlich; gaudig ist gar nicht deutsch, eben so wenig zerstäpotz, statt zuallererst; plerä, statt weinen; prächtä, statt reden; grech, statt fertig ꝛc. Der Pfarrer hat nicht — gepreiet, sondern geprediget; der Unglükkliche ist nicht vertrunken, sondern ertrunken; in der Stube hat es nicht Feister, sondern Fenster; der Bauer hat nicht — einen Chüstl und einen Rostl, sondern einen Kuhstall und einen Roßstall; die Beere, die Ihr gerne esset, heißt nicht — Beier, sondern eben Beere, und nicht Häslibeier, Entelibeier, Prubeier, sondern Heidelbeere, Himbeere, Brombeere ꝛc. Es ist ferner ganz falsch, wenn man sagt: I ghöre wohl, — dagegen: das Buch hört mir; es muß heißen: Ich höre wohl, das Buch gehört mir ꝛc.

Es versteht sich wohl von selbst, daß der verständige Lehrer bei solchen und ähnlichen Berichtigungen — kurz und klar die Gründe angibt; ich bin dann aber versichert, daß in kurzer Zeit manchen Wörtern und Ausdrükken, die in unserer deutschen Sprache kein Bürgerrecht haben und wie fremde Strolchen in unser Land geschlichen sind, der Abschied werde gegeben werden. Es gibt jetzt schon Wörter ꝛc., welche in unserm Volke seltener zu werden anfangen, wie z. B. das oben angeführte zerstäpotz, zwerig, statt zweimal; verzogen, statt erzogen, Papeier, statt Papier ꝛc. Ich bin aber nicht der Meinung, daß nur alle fünfzig oder hundert Jahre ein Paar falsche Wörter beseitigt werden sollen, wo eine schnellere und allgemeinere Säuberung möglich ist. — Eine solche Säuberung scheint mir in unsern Tagen, mehr als sonst, unerläßlich zu sein. Nicht nur durch die überall emporkommenden Dampfmaschinen werden

auch die deutschen Staaten einander näher gebracht, sondern der erweiterte und sich immer mehr erweiternde Handels- und Geschäftsverkehr führt unsere Kaufleute, Fabrikanten, Professionisten und selbst Bauern nach Süd- und Norddeutschland, nach Schwaben und Sachsen, nach Ungarn und Böhmen, — und da wäre es doch in der That traurig, oder zum Wenigsten komisch, wenn die Deutschen ihre deutschen Brüder nicht verstehen sollten. Und daß dieses Nichtverstehen eintreten muß und wirklich eintritt, das bringt die Natur der Sache mit sich, und schon mehr als einmal hat sich der Schweizer im Allgemeinen und der Appenzeller im Besonderen mit seinem Kauderwelsch im Auslande lächerlich gemacht. Ich erinnere mich einiger Beispiele, die hier am Platze stehen mögen. Eine vornehme Schweizerdame bemerkte in einem Zirkel deutscher Frauenzimmer: Wir werden diesen Abend einen Blast kriegen. Was wollen Sie damit sagen? wurde sie gefragt. Ei, hieß die Antwort, es wird diesen Abend Regen mit Donner und Blitz absetzen. Ach, ward nicht ohne Lächeln erwiedert, wir Deutsche sagen: Es wird ein Gewitter geben. Ein Appenzeller ging in München in eine Bierschenke, setzte sich an den Tisch und sagte zu einem Aufwartmädchen in seiner Mundart: Jumpferä, gemmer gschwind ä Holbs Biär! Die Kellnerin sagte: Was ist Ihnen gefällig? E Halbs Biär hetti gern! Sie: Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht. Er konnte sich deutlich machen und erhielt das Verlangte. Als er bezahlen wollte, fragte er die nämliche Aufwärterin: Jumpferä, chönnet ehrmer en Sechsbätzig wechsle? Sie bemerkte staunend: Herr, Sie haben doch eine wunderliche Sprache! ꝛc. Dergleichen Fälle mögen sich häufig wiederholen. Daß sich aber die Deutschen nicht nach uns richten werden, sondern wir Schweizer uns ihrer Sprache mindestens so gut wie möglich annähern müssen, wird wohl Niemand in Abrede stellen, obwohl nicht geläugnet werden kann, daß auch die Deutschen, besonders in der Umgangssprache, ihre Provinzialismen, Härten, sprachlichen Grillen ꝛc.

haben, die sie gleichfalls zum bessern Verständnisse vermeiden sollten.

Hierüber sagt der oben angeführte Verf. der schweizerischen Mundart: „Das erste Erforderniß ist also „wenigstens dieses, daß der Schweizer, so wie er in „der Schule von Jugend an in die deutsche Sprache „eingeführt wird, sich angelegen sein lasse, dieselbe nicht „nur verständlich schreiben, sondern auch sprechen zu können. Denn im Verkehre mit dem Deutschen ist der „Schweizer mit seiner Mundart nicht nur in Jenes „Augen, sondern selbst in den Augen seiner Landsleute „im Rükkstande, — weil es schon die gesellige Aufmerksamkeit zur Pflicht macht, sich einer Sprache zu bedienen, welche dem Andern verständlich sei. Dem „Deutschen gegenüber werden uns aber die feinen Beziehungen der Mundart bei der Unterhaltung abgeschnitten, so daß dieselbe unbeholfen und arm zum „Vorschein kommen muß. Die gesellige und geistige „Kultur selbst also macht es nothwendig, daß wir im „Umgange mit Deutschen uns derjenigen Sprache zu bedienen wissen, welche unter den Gebildeten deutscher „Zunge das allgemeine Organ der Mittheilung ist. Es „geschieht daher so oft, daß die Schweizer, indem ihnen „die freie hochdeutsche Mittheilung schwer wird, sich auf „den Umgang mit den Landsleuten beschränken und somit „sich auch in einen engen, geistigen Kreis bannen, indem sie sich dabei häufig von der Vorzüglichkeit der „eigenen Landesart bereden und damit die fremden Bildungselemente um so leichter von sich weisen zu dürfen meinen. Allein gerade diese nicht selten auf Selbstüberschätzung gegründete Abschließung hat dem geistigen, so wie dem politischen Leben der Schweiz schon „bedeutenden Nachtheil gebracht, und noch zu häufig gilt „ein solcher Schnekkenhaussinn für patriotischen Stolz, „wodurch jedoch das Vaterland wenig gefördert wird ꝛc.“

B. Gegen die Einführung oder den fleißigeren Gebrauch der Schriftsprache in den Volksschulen erheben sich nun allerdings einige mehr oder minder gegründete Einwendungen, die wir nicht ganz ignoriren dürfen. Man sagt vor Allem nicht ohne Grund: die Einübung

der Schriftsprache sei mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten für den Lehrer und die Schüler verbunden; es setze ein besonderes Geschikk, eine Kenntniß der Büchersprache und eine Gewandtheit und Fertigkeit im Gebrauche derselben voraus, die dem gewöhnlichen Volksschullehrer in der Regel abgehe, und welche sich anzueignen er bei seiner Unterweisung im Seminar keine Gelegenheit und Aufmunterung gehabt habe, — und die Kinder werden bei Hause und auf der Gasse und wo sie stehen und gehen, so an den Volksdialekt gewöhnt, daß es überaus schwer halten und mit unsäglicher Mühe verbunden sein müsse, ihnen eine andere Sprechweise beizubringen und beliebt zu machen. Es hat damit vollkommen seine Richtigkeit, daß diese Uebung nicht als etwas Leichtes zu betrachten ist; allein, was sich als schwierig kund gibt, ist deßwegen keineswegs unmöglich, und bei redlichem Willen und anhaltendem Fleiße gelingt auch das fast unmöglich Scheinende, und wenn der Lehrer auf sich selber recht Acht hat und mit eigentlicher Selbstüberwindung ans Werk geht, so wird und muß es ihm gelingen, diesfalls recht Schönes und Erfreuliches zu leisten. Aber bei dem Mangel an eigener Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieses Geschikkes, bei der Gleichgiltigkeit in Beziehung auf Sprache und Ausdrukk, bei dem Bequemlichkeitsgrundsatze, zu sprechen, wie er es gewohnt ist, wird freilich nicht Viel herauskommen und Alles im Alten bleiben. Da wird es dem Lehrer gar häufig begegnen, daß er sich der plumpesten Ausdrükke in Gegenwart der Schüler bedient — Ausdrükke, die er diesen wirklich schon mehrere Male verboten hat, und daß er an den Kindern Sprachschnitzer tadelt, mit denen er in der nächsten Minute selber in der Unachtsamkeit herausfährt. Es bedarf daher eines besonderen Fleißes und, ich möchte sagen, eines eigenen Studiums, um dieser Kunst Meister zu werden. Hat er sich aber dieselbe einmal recht angeeignet, so sehe ich nicht ein, wie es auch den so lenksamen und gelehrigen Kindern so schwer werden sollte, ihrer Sprache mehr Anmuth und Würde zu geben.

Man wendet ferner ein: die Entbehrlichkeit des Ge-

brauches der Schriftsprache gehe auch aus dem nicht unwichtigen Umstande hervor, daß selbst hochgestellte Lehrer, Institutsvorsteher, Direktoren und Angestellte an den Seminarien, Prediger und Privatdozenten ꝛc. sich bei ihren Erzählungen, Erklärungen, Vorträgen ꝛc. nicht der Schriftsprache bedienen, sondern — sei es aus Grundsatz oder aus Angewöhnung und Gemächlichkeit — in der massiven Vollmundsart zu ihren Zöglingen, Zuhörern, Schülern ꝛc. sprechen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß gerade diejenigen Männer, welche diesfalls mit einem guten Beispiele vorleuchten sollten, es mit der Anwendung der Schriftsprache oft gar nicht genau nehmen oder dieselbe offenbar verwahrlosen. Ich habe mich selbst überzeugt, daß der vortreffliche und nach Verdienen überall hochgeschätzte Seminardirektor Wehrli in Kreuzlingen nicht sonderlich darauf halte, mit seinen Zöglingen in gutdeutscher Sprache zu reden. Unser Seminardirektor Krüsi in Gais scheint gleichfalls keinen großen Werth auf dieses Exercitium zu legen, da seine neuesten Zöglinge sich ganz frei und ungezwungen in der Volksmundart bewegen, und er selber die Appenzellersprache selbst bei öffentlichen Prüfungen keineswegs verläugnet. Allein wir müssen hier billig sein und bedenken, daß diese beiden Vorsteher von Schullehrerbildungsanstalten ihre eigene Bildung einestheils einer frühern Zeit zu verdanken haben, die nicht in allen Theilen das gleiche Bedürfniß mit der jetzigen fühlte, und anderntheils, daß sie als gemüthliche Männer die ungekünstelte Herzenssprache jeder andern vorzogen und dem Natürlichen im Menschen durch das Gebildetere in irgend einer Form Eintrag zu thun glaubten. Pestalozzi selbst wollte nur das Gemüth und das Leben sprechen lassen; er blieb jeder künstlichen Sprachgestaltung fremd und brachte es nie zum reinen, schriftgemäßen Ausdrukke.

Wenn aber neuere Lehrer der deutschen Sprache den Gebrauch der Schriftsprache vernachlässigen; wenn Prediger auf den Kanzeln, in der Meinung, man müsse sich zu den Ungebildeten herablassen, statt diese zu sich heraufzuziehen, oder auch aus bloßer Angewöhnung und

Nachlässigkeit in rechtem Bauerndialekte zu den Bauern, in fast unanständigen Ausdrükken zu dem Auditorium sprechen; wenn sie die Vokale beinahe geflissentlich recht breit schlagen; wenn sie, während in halb sächsischer oder preuß. Manier das ch zu einem sch, das g zu einem j in ihrem Munde wird (wie Gerischt statt Gericht, jut statt gut), doch, was sehr häufig geschieht, das n am Ende der Silben gar nicht aussprechen, sondern sagen: fürchtä, liebä, vertrauä ꝛc.: — so halte ich das für einen häßlichen Uebelstand oder geradezu für eine unverzeihliche Sünde gegen die deutsche Sprache, deren Priester sie auch sein sollen. Hierin halte ich es nicht mit dem o. a. Verfasser, „welcher wegen der „Ehrung und Festhaltung des schweizerischen National„charakters einen Sidler, Nägeli u. s. w. so gerne öffent„lich sprechen hörte, indem ihre mündliche Mittheilung „eben durch die Mundart eine besondere Sinnigkeit, „Anschaulichkeit und reine Natürlichkeit gewonnen habe, „wie die Schriftsprache dessen kaum fähig wäre; — „den der hüpfende, heitere, lebenvolle Klang des „Appenzellers so sehr anspricht; dem die Sprache in „einzelnen Thälern der Urkantone so vollständig und „ingründig entgegentritt; und der sogar in der breiten „und schweren Sprache des Zürchers einen veredelten „Sprachgesang finden will, der sich in den neuern Zei„ten bei Gebildeten mancher Härte und Mißtöne entledigt „habe.“ Von jedem öffentlichen Redner würde ich vielmehr fordern, daß er sich — nicht der erzwungenen hochdeutschen — aber der gebildetern Schriftsprache bedienen müsse, und bin der Ansicht und des Glaubens, daß die Natürlichkeit, die Naivetät, der Wohlklang, die Kraft, der Eindrukk und was man Wünschbares in der Rede will, durch die bessere Sprache keine Einbuße erleide.

Eine Haupteinwendung dürfte auch diese sein: es komme der Gebrauch der Schriftsprache, zumal bei den Bauernkindern und Landleuten — pedantisch, steif, gezwungen heraus.

Bei der Widerlegung dieses Einwurfes habe ich nun besonders auf das Maß hinzuweisen, in welchem

das in Frage stehende Element zu beachten oder zu betreiben sei. Würde man in allem Ernste die Forderung stellen: die Schüler, und namentlich auch die Primarschüler, müssen während der ganzen Schulzeit und selbst auf der Gasse die Bücherſprache führen und ihre Mundart durchweg unterdrükken: — so hieße das — sie papageienmäßig abrichten und der freien Natur Fesseln anlegen; es wäre eben so thöricht, als wenn man den plaudernden Rohrspatzen zumuthen wollte, sie sollten sich fortan nur in den lieblichen Trillern der Lerchen vernehmen lassen. Wenn die Dorf- und Bauern-Buben und Mädchen zu einander sprächen: Wir wollen in die Schule gehen; wir sind gestern in der Kirche gewesen; habet Ihr zu Mittag gespeiset? — wollet Ihr heute Abend zu uns kommen? ꝛc. so könnte ich das nicht hören, so unnatürlich und abgeschmakkt käme es mir vor. Davon ist also die Rede nicht und noch viel weniger von der Einübung der eigentlichen hochdeutschen Sprache mit ihren feinen Wendungen und Modulationen, mit dem jüngferlich zimperlichen Ausdrukke der Vokale und Konsonanten ꝛc.; denn dadurch erhielten wirklich der ganze Verkehr zwischen Lehrern und Kindern etwas Affektirtes, Kahles und Ungemüthliches, und in der formellen Umständlichkeit ginge die unbefangene Kindlichkeit verloren.

Wenn aber dennoch von der Schule erwartet werden muß, daß sie den Grund zur Kenntniß und Fertigkeit in der Schriftsprache lege; so muß sie auch die erforderliche Gelegenheit zu dieser Erlernung darbieten. Dieser Zwekk kann leicht erreicht werden, indem Mundart und Schriftsprache nebeneinander laufen. In dieser Beziehung drükkt jener Verf. der schweiz. Mundart wieder gerade das aus, was ich meine und wünsche. Er sagt nämlich: „Wenn es sich um Nacherzählung be„sonders geschichtlicher Lesestükke handelt — eine Uebung, „welche in der Schule neben dem Abfragen und Erklä„ren nicht fehlen darf — so wird mit besonderm Er„folge sowohl die Mundart als die Schriftsprache in „Anwendung gebracht werden können — jene nämlich, „um zu erfahren, ob das Gelesene verstanden worden

„und daher in die Sprache des gewöhnlichen Lebens „umgesetzt werden könne; — diese dagegen, um alles „Gegebene und Gedachte in der gutdeutschen Sprach„form so zu gestalten, daß es für ein deutsches Ohr „verständlich sei, wohl laute und — wie gesprochen, „so auch geschrieben werden könne. Diese Uebersetzung „aus der Schriftsprache in die Mundart, und umge„kehrt, ist ein vorzüglicher geistiger Prüfstein, und wenn „die Volksschule diese Uebung unterläßt, so begibt sie „sich eines sehr wirksamen Bildungsmittels für die Klar„heit der Anschauung und für die Aufhellung und Be„stimmung der Begriffe. So kann die Schule vollkom„men geeignet sein, den Grund für die Ausbildung und „den freien Gebrauch der Schriftsprache zu legen, wäh„rend die Sprache des Volkes als Trägerin der freien „Mittheilung festgehalten wird."

Das Nacherzählen geschichtlicher Lesestükke in der Schriftsprache dürfte freilich etwas schwer und nur von den geübtern, vielleicht sehr geübten Schülern zu fordern sein; ich würde mich daher lange nur mit einzelnen Sätzen begnügen und dabei so verfahren, daß ich mir eigentliche Uebersetzungen geben ließe, z. B. in folgender Weise. Beim Erklären und Abfragen einer Geschichte hieße es (NB. von meiner Seite immer und ausschließlich in der Schriftsprache): Was habet Ihr so eben aus dem Buche gelesen? Die Schüler: E Gschicht. Ich: Saget mir es in besserm Deutsch! Eine Geschichte. Ich: Was hat sich nach dieser Geschichte an einem Orte ereignet? Sch.: En Oglökk. Ich: Wer sagt es anders? Sch: Ein Unglükk. Ich: Was für ein Unglükk ist begegnet? Die Sch.: En Ma ist offem Wasser omcho. Ich: Nicht so, sagt es nach der Büchersprache! Sch.: Ein Mann ist auf dem Wasser umgekommen. Ich: Gut so. — Was war die Folge von diesem Unglükke? Sch.: D'Frau ond d'Chend sönd onder frönt Lüt cho. Ich: Dürftet Ihr diese Antwort so schreiben? Die Sch.: Nein. Ich: Wie müßte sie schriftdeutsch heißen? Sch.: Die Frau und die Kinder sind unter fremde Leute gekommen ꝛc.

Auf diese Art wird es nicht lange gehen, bis fast

lauter richtige, oder doch richtig gesagte Antworten erfolgen; es wird ein heilsamer Wetteifer entstehen, welches Kind sich am Beßten ausdrükken könne, und nach und nach werden sie in den Stand gesetzt, erweiterte und zusammenhängende Sätze fast fehlerlos zu geben. Eine gute Nachhilfe leistet diesfalls auch die Uebung, welche in den Schulen viel fleißiger sollte vorgenommen werden, da der Lehrer einige Sätze in der Volksmundart auf die große Tafel schreibt und diese durch die Schüler in die reine Schriftsprache übersetzen läßt. Daß diese und andere Uebungen den Kindern große Erleichterung schaffen, wenn sie ihre Gedanken zu Papier bringen wollen, habe ich schon oben bemerkt, und daß auch die geringsten Bauers- und Fabrikleute in den Fall kommen können, Etwas schriftlich verfassen zu müssen — ist eine ausgemachte Sache. Daß aber auch der Lehrer sich alle Mühe geben müsse, um des mündlichen und schriftlichen Ausdrukkes immer mächtiger zu werden, bleibt wohl unbestritten. Ein wirksameres Mittel, sich hierin immer mehr zu vervollkommnen, gibt es aber nicht, als — die Lesung gut geschriebener Bücher, wie sich ebenso bei Ertheilung des Unterrichts in der Schriftsprache das Sprichwort erwahren wird: Durch Lehren lernen wir.

Ich schließe nun mein Wort — mit dem aufrichtigen Wunsche: daß es von Ihnen, werthe Schullehrer, nicht ganz unbeachtet bleiben, und daß in Ihren Schulen alles das mit Fleiß und Eifer möge betrieben werden, was zur Förderung der so nothwendigen Volksbildung ersprießlich sein kann.

Nachwort der Redaktion. Der verehrte Herr Verf. hat hier einen Gegenstand zur Sprache gebracht, der für die Volksschule allerdings von großer Wichtigkeit ist, und es verdient diese Anregung von seiner Seite unseren vollen Beifall. Wir erlauben uns, folgende Bemerkungen beizufügen:

a) Der Hr. Verf. erblikkt einen Unfug darin, daß man den Kindern zu Hause z. B. die Kuh mit dem Namen Muh bezeichnet u. dgl., und daß sie den schriftdeutschen Namen Kuh erst später etwa in der Schule

erfahren. Dieser Unfug läßt sich aber wohl nie aufheben. Das Kind lernt nun einmal zuerst seine Muttersprache, diese Wiege seines jungen geistigen Lebens. Ueberdies hat besonders die Mutterliebe und überhaupt die Liebe zu den Kindern in mancher Hinsicht ihre eigene Sprache, welche zu verdrängen ein vergebliches, wohl gar ein ungutes Bemühen wäre. Dagegen soll man aber mit Recht gemeine, rohe, unanständige Ausdrükke der Volkssprache bekämpfen, jedoch nicht darum, weil sie der Volkssprache angehören, sondern weil sie als Träger unschöner Vorstellungen auch solche Vorstellungen erzeugen und nähren.

b) Der Wunsch des Hrn. Verf., daß auch die Volkssprache veredelt werden möchte, kann den Volksfreund nur freuen. Aber das Streben nach solcher Sprachreinigung wird und soll nie auf Beeinträchtigung der einzelnen Mundart geschehen, deren Grundcharakter wohl schwerlich — und gewiß nie ohne eine außerordentliche Vermischung von Menschen verschiedener Zunge — sich verwischen ließe. Uebrigens darf man sich auch nicht an jedem Ausdrukk stoßen; die Volksmundarten haben sogar manchmal Ausdrükke, die wohl Aufnahme in die Schriftsprache verdienten. Von dieser Art ist z. B. gerade das Wort Muhe für Kuh; es ist sprachrichtig von muhen gebildet, das ja auch in der Schriftsprache eingebürgert ist; Muhe ist sogar eine mehr poetische Form als Kuh, und kein Dichter wird Anstand nehmen, dieses Wortes sich zu bedienen. Ueberhaupt fangen die neuern Dichter an, die Dialekte auszubeuten; und je mehr Ausdrükke aus der Mundart in die Schriftsprache übergehen, desto mehr werden Beide einander nahe gebracht.

c) Darin hat aber der Hr. Verf. vollständig die richtige Ansicht, daß der Volksschullehrer sich bemühen solle, reindeutsch sprechen zu lernen; daß er gerade durch seine Sprache die Sprachlehre vor den Schülern in Anwendung bringe und nicht selbst die Lehre durch seine Praxis vereitle. Allerdings wird er mit neu eintretenden Schülern die ihnen vertrautere Muttersprache reden; aber je mehr die Schüler fähig werden, die all-

gemeine Bücherſprache zu verſtehen, deſto mehr muß er ſich derſelben auch für ſeine Rede bedienen, und zwar namentlich im mutterſprachlichen Unterrichte ſelbſt. Wenn aber Lehrer, Zöglinge der neuern Seminare, dies nicht thun, ſo iſt es eine höchſt tadelnswerthe Gemächlichkeit oder Faulheit und Gleichgiltigkeit gegen den Schulzwekk. — Zur klarern Einſicht in die mundartiſche Mutterſprache ſelbſt kann der Schüler geführt werden durch Ueberſetzungen aus ihr in die Schriftſprache und umgekehrt, ſo wie durch Muſterſtükke von Schriftſtellern, die für ihre Darſtellungen ſich der Volksſprache in ſchöner Form bedient haben.

Ueber den Mangel beſonderer Gedächtnißübungen in Volksſchulen.

Das Gedächtniß iſt der Träger alles Wiſſens, das iſt eine unbezweifelte, unbeſtrittene Wahrheit. Vielleicht von dem Gefühle dieſer Wahrheit oder aus Unkenntniß eines Beſſerm hat man in früherer Zeit dem Gedächtniſſe einen allzugroßen Spielraum gegeben und alles Lernen zu einem bloßen und — es iſt nicht zu viel geſagt — meiſtens auch zu einem elenden Gedächtnißwerk gemacht, oder man hat vielmehr das Gedächtniß mißbraucht und den übrigen geiſtigen Boden unfruchtbar gehalten. In neuerer Zeit wurde dieſer Uebelſtand eingeſehen und ſiegreich bekämpft. In Folge deſſen aber verfiel man ſehr häufig in den entgegengeſetzten Fehler: man verkümmerte dem Gedächtniſſe ſein natürliches Recht und vergötterte vielfach den Verſtand. Zum rechten Verſtand kam erſt die neueſte Zeit, indem ſie mit Paulus ſagte: man müſſe das Eine thun und das Andere nicht laſſen. So ſind wir denn endlich zu der Einſicht gelangt, es ſollen beide Theile in ihrem guten Rechte geſchützt und gepflegt, es ſolle das Gebiet des Gedächtniſſes wie das des Verſtandes — jedes nach ſeiner erforderlichen Weiſe — ſorgfältig angebaut und